

STEPHANIE RAPP

Als der
Himmel
zerriss

SCM



KAPITEL 1

Killock 1845

Die Stadt war keine Stadt.

Wo Emily stolze Häuser erwartet hatte, standen nur niedrige Hütten. Statt gepflasterter Straßen zogen sich staubige Wege, getupft mit Unkraut, zwischen den Häusern hindurch. Die Reihenhäuschen duckten sich weg und gaben sich dabei im gleichen schiefen Winkel Halt. Für einen Moment kämpfte sich die Sonne zwischen den Wolken hervor und bannte ihr Licht auf die verspritzten Fassaden, bevor sie genauso schnell wieder verschwand. An den schnellen Wechsel von Licht und Schatten würde sie sich in diesem Land erst noch gewöhnen müssen, dachte sie.

Während sie sich bei ihrem Vater einhakte und neben ihm den erdigen Weg entlangschritt, fragte sie sich, ob sie sich jemals hier zu Hause fühlen würde. Sie hoffte es jedenfalls, es würde ihr Leben leichter machen.

Seit zwei Wochen waren sie nun schon hier in diesem Land, von dem in England niemand sprach. Beim Tee in Eldon Park hatten ihre Freundinnen entsetzt geschwiegen, als Emily in ihrer Gesprächsrunde verkündet hatte, dass sie und ihr Vater ihr Erbe in Irland in Besitz nehmen würden. Die jungen Damen hatten sie angestarrt, vergessen war die Diskussion, ob Kompressen mit Kampfer und Wein gegen weiße Flecken auf den Nägeln halfen. Nach einer Weile peinlichen Schweigens hatte Anne gekünstelt gelacht. Auch die anderen waren in Annes vornehmes Lachen mit eingefallen. Emily hatte sich ein Lächeln abgerungen und sich gefragt, warum sie sich wieder einmal in Gesellschaft einsam fühlte.

Sie lächelte einen Mann an, der ihnen entgegenkam und sie einen Moment lang neugierig musterte, während er sein Pferd am Zügel hinter sich herführte.

Sie würde das Beste aus der Situation machen. Immerhin hatte es auch Vorteile, am Ende der Welt zu wohnen: Sie war hier so weit weg von den Bällen in London, dass es keine Katastrophe war, wenn ihre Frisur nicht so ordentlich am Kopf klebte wie die der anderen Damen und wenn sie mit Jane, der kleinen Tochter der Köchin, ein Wettrennen über den Rasen machte. Hier behauptete bestimmt niemand, dass eine Dame nicht renne, dass das Rütteln die weiblichen Organe schädige und die Heiratschancen mindere. Sie würde hier von morgens bis abends durchs ganze Land rennen können.

Alles hatte seine Vorteile. Wenn sie das nur oft genug wiederholte, würde sie es vielleicht glauben.

Sie hörte ihren Vater murmeln: »Ich hoffe, wir finden überhaupt irgendjemand, der willig ist, als Verwalter für uns zu arbeiten. Die fähigen Leute scheinen sich nicht gerade um eine Stelle in diesem Land zu reißen.« Er blickte mit zusammengekniffenen Augen gegen die Sonne, die die Wolken für einen Moment freigab. »Wir brauchen jemanden, der sich auskennt in diesem Land. Aber auf keinen Fall einen Einheimischen. Ein Verwalter braucht Abstand zu den Leuten. Ich hoffe, Mr Reddock hat gute Verbindungen zu Agenturen in England.« Er seufzte. »Zu ärgerlich, dass der Verwalter von Cousin Bernard nicht mehr hier ist.«

Emily fragte sich, warum der Verwalter ihres verstorbenen Cousins wohl gegangen war, aber sie verkniff sich die Frage. Sie konnte sich die Antwort schon denken. Das Leben hier war schwierig für ihn gewesen, weil er hier nicht willkommen war. Genauso wenig wie ihr Vater und sie willkommen waren. Auf ihrem eigenen Land.

Sie erreichten ihr Ziel, die einzige Anwaltskanzlei der Stadt. Ihr Vater trat zuerst ein. Mr Reddock begrüßte sie höflich, verbeugte sich und bedeutete ihr, Platz zu nehmen. Der Raum war eine Höhle, die Luft war stickig. Englands Wissenschaftler berichteten in Zeitungsar-

tikeln davon, dass man an verbrauchter Zimmerluft sterben konnte. Doch hier schien niemand etwas davon zu wissen. Emily spürte, wie die Luft eine Wand zwischen ihr und den Männern bildete und sie einmauerte. Sie hatte das Gefühl, dass ihre Glieder ihr Gewicht nicht mehr tragen konnten, deshalb entschuldigte sie sich und verließ den Raum wieder.

Verloren stand sie auf der Straße und wartete. Der Mann mit dem Pferd hatte angehalten, um mit einem anderen zu plaudern. Sie beobachtete, wie die beiden sich verabschiedeten. Der Mann zog das Pferd weiter die Straße hinab, machte vor einem der Reihenhäuschen auf der gegenüberliegenden Straßenseite halt und öffnete die Tür. Er betrat das Haus, das Pferd immer noch hinter sich herziehend. Das Tier beugte den Kopf und zwängte sich durch die Tür ins Innere. Wackelnd tauchte das Hinterteil in die Dunkelheit des Hauses, während der Schweif über den Türpfosten strich. Der Mann schloss langsam die Tür von innen.

Einen Moment lang behielt sie verblüfft die geschlossene Tür im Auge. Sie hatte Neues erwartet in diesem Land, Wind, Hügel, Kartoffelfelder, eine unverständliche Sprache. Sie war von ihren Freundinnen gewarnt worden vor diesem Volk. Doch während sie auf der Überfahrt den doppelten Regenbogen betrachtet hatte, der sich über das Wasser gespannt hatte, war sie zu dem Schluss gekommen, dass sie Annes Schauermärchen keinen Glauben schenken würde. Aber ein Pferd in der Wohnstube, das würde ihr niemand glauben.

Sie straffte die Schultern und spürte, wie das Korsett an ihrer Haut rieb. Martha hatte es heute Morgen zu locker gebunden. Doch sie konnte ihr keinen Vorwurf dafür machen, denn schließlich war Martha ein irisches Bauernmädchen, das als Dienstmädchen arbeitete, und keine Zofe.

Es hatte alles seine Vorteile, wiederholte sie im Geiste. Auch, dass sie nun vorerst auf eine Zofe verzichten musste. Immerhin hatte sie nun jeden Morgen beim Ankleiden und Frisieren ihre Ruhe. Außerdem kümmerte es hier niemanden, wie sie aussah.

Sie ließ ihren Blick die Straße hinabwandern auf der Suche nach etwas Vertrautem, etwas, das sie aus England kannte. Eine Frau zog einen Lastschlitten vorbei, ihren Körper gegen das Gewicht gestemmt. Die Kufen schlitterten über die lehmige Straße. Auf der Ladefläche hockte ein Kleinkind, dem der Rotz über die Lippe lief. Drei Mädchen und ein kleiner Junge in einem Kittel stolperten o-beinig hinter dem Schlitten her. Emilys Blick folgte ihnen. Sie registrierte die Schwielen an den Fersen der Kinder und sah dann zu einer kleinen Gruppe junger Männer, die in einiger Entfernung die Straße herunterkamen. Durch die Risse in ihren weiten Hosen schimmerte helle Haut. Drei von ihnen trugen Kappen, die sie sich tief ins Gesicht gezogen hatten. Irgendetwas an ihnen beunruhigte sie. Sie wusste nicht, was es war, denn den Anblick von nackten Füßen und zerschlissener Kleidung war sie mittlerweile gewohnt. Verunsichert wandte sie sich wieder ab und überlegte, ob es nicht doch besser wäre, wieder in die Anwaltskanzlei zurückzukehren.

Sie sah wieder zu der Gruppe. Die Burschen waren näher gekommen. Sie schätzte sie nicht viel älter ein als sie selbst, die meisten waren etwa zwanzig, ein paar jüngere klebten in zweiter und dritter Reihe an ihnen. Wachsam sprang ihr Blick von einem zum anderen. Plötzlich wusste sie, was an der Gruppe so unheimlich war. Ihr Schweigen.

Alarmiert sah sie in die jungen Gesichter. Eine Zielstrebigkeit und gleichzeitig ein Zögern standen darin geschrieben, eine Unsicherheit, wer den ersten Schritt tun sollte. Sie hatten offensichtlich etwas vor. Emily trat vom rechten Fuß auf den linken. Das bekannte Gefühl der Beklemmung schwemmte ihren Körper, floss durch sie hindurch wie das Blut in ihren Adern und stieg an wie die Flut. Sie kannte das Gefühl gut. Diese Panikattacken waren ihre unberechenbaren Begleiter, seit sie denken konnte. Schweißperlen bildeten sich in ihrem Nacken. Sie sah zur Tür der Kanzlei. Sie wusste, dass sie flüchten musste. Aber es war zu spät. Ihr Atem ging flach. Sie konnte nicht gegen die Strömung ankämpfen. Sie konnte sich keinen Zoll bewegen.

Sie atmete ein und aus. Ein und aus. Sie würde diese dumme Angst

dieses Mal besiegen, so lange ausharren und darin schwimmen, bis sie sie weggestrampelt hatte und wieder Boden unter den Füßen hatte. Atmen und denken. Sie war diejenige, die die Kontrolle innehatte, nicht ihre Emotionen. Atmen und konzentrieren.

Die jungen Männer bewegten sich langsam auf sie zu, Emily sah sie durch einen Nebel Schritt für Schritt herantreten, sie bauten sich vor ihr auf und standen da wie Felsen im Meer.

»Willkommen in Irland«, durchschnitt eine spöttische Stimme das Schweigen.

Die nebligen Silhouetten drehten sich und verschwammen. Sie trat einen Schritt zurück, bis sie die Mauer der Anwaltskanzlei hinter sich ertastete. Ein junger Mann schob seine Kappe zurück und machte einen Schritt auf sie zu. Seine Augen hatten die Farbe von Zimt. Emily atmete langsam ein. Sie hatte die Farbe seiner Augen wahrgenommen. Das war schon einmal etwas. Das bedeutete, dass sie denken konnte, dass sie nicht völlig geflutet war von dem Gefühl der Angst. Wieder atmete sie ein, als könnte sie dadurch alle Luft in sich aufsaugen, sodass davon für diese Burschen nichts mehr blieb. Sie wusste, der Gedanke war albern.

Ein anderer trat neben ihn und reckte sein sommersprossiges Kinn. »Wir haben eine Botschaft für Sie.« Sie hatte Mühe, die Worte des Dialekts zu entschlüsseln. »Lassen Sie uns in Ruhe. Das ist unser Land. Nicht Ihres. Egal, was auf den Urkunden steht!«

»Das ist eine freundliche Warnung.« Die Worte des Zimtägigen klangen wie ausgespuckt. »Keine Vertreibungen aus unseren Häusern. Wenn Sie irgendetwas davon nicht verstanden haben sollten, können wir auch anders.«

Der Sommersprossige trat noch näher heran. Sie spürte seinen feuchten Atem, sah die dünnen Härchen seines Bartflaumes. »Wir sind diejenigen, die hier geboren wurden, die sich auskennen«, sagte er, »die die Gefahren der Landschaft kennen, die wissen, wie man mit Feuer umgeht.«

Die Wellen der Angst umwogten sie. Ihr Gift schwappte in ihren

Kopf. An den Schulterblättern spürte sie immer noch die raue Mauer. Wenn sie mit der Hand gegen die Mauer klopfen würde, würden ihr Vater und der Anwalt sie vielleicht hören. Sie atmete tief ein und hämmerte einmal kurz an die Wand. *Denk nach, sag etwas, das die Situation entschärft. Konzentriere dich. Denke.* Dann verebbt die Flut. Ein Wort. Und dann noch ein Wort. Sie öffnete den Mund. »Warum sollten wir euch vertreiben?« Ihr Atem ging flach. »Was hätten wir denn davon?«

Plötzlich bewegte sich etwas hinter der Gruppe. Eine Stimme erhob sich. Dann eine zweite Stimme, die ihres Vaters. Ein Spazierstock schnalzte durch die Luft und hieb auf den Kopf des kleinsten Jungen.

»Fort von hier, Lumpenpack!«, rief der Anwalt.

»Was fällt euch ein, meine Tochter zu belästigen«, tönte die Stimme ihres Vaters.

Nackte Füße polterten auf den staubigen Boden, Flüche hallten über die Straße, eine aufgeregte Stimme rief etwas auf Gälisch. Emily zog die Schultern hoch, während Mr Reddock weiter mit seinem Spazierstock nach den gebeugten Rücken der Kleineren schlug. Einem Jungen rann Blut von der Schläfe. Die Älteren waren schon die Straße hinuntergeeilt, die Kleinen rannten hinterher. Der Zimtägige verlangsamte sein Tempo, wandte sich im Gehen noch einmal zu ihr um und ging ein paar Schritte rückwärts. Er bohrte seine Augen in ihre, als wollte er sagen: *Wir beobachten dich.*

Sie stand da und blickte ihnen schwer atmend hinterher.

Ihr Vater legte die Hand auf ihre Schulter. »Alles in Ordnung?«, fragte er.

Sie nickte benommen. Er nahm seine Hand weg. Seine Augenbrauen wirkten noch buschiger als sonst, während seine Kieferknochen unter seinem Backenbart mahlen.

Mr Reddock blickte ihren Vater mit gerunzelter Stirn an. »Ich denke, dieser Vorfall zeigt, dass Sie ganz dringend einen kompetenten Verwalter brauchen.«

Ihr Vater nickte langsam. »Ich brauche jemanden, der diese Verrückten in den Griff bekommt.«

»Ich schreibe gleich an die Agentur in London. Sie werden sicherlich schnell jemand Passendes finden«, hörte sie Mr Reddock sagen. »Miss Winslow, Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Diese Männer machen große Sprüche, aber wirklich handgreiflich sind sie bisher noch nicht geworden.«

»Haben wir denn wirklich Pächter aus ihren Häusern vertrieben?«, fragte sie.

Ihr Vater schüttelte den Kopf. »Wir sind doch erst zwei Wochen hier.«

»Und was ist mit Cousin Bernard? Hat er Pächter vertrieben?«

Als ihr Vater ratlos zu Mr Reddock blickte, antwortete dieser zögernd: »Ja, mehrmals.«

Emily atmete langsam aus. Wenn sie nichts unternahmen, würden sie sich hier nie sicher fühlen.

Ein Wagen fuhr eiernd an ihnen vorbei. Die Räder waren solide, gefertigt aus einer einzigen Holzplatte. Als das Pferd an ihr vorbeitrotete, fiel ihr wieder die Wohnstube auf der anderen Seite der Straße ein. Sie wusste, Ablenkung half gegen Angst. Sie atmete ein, wandte sich an Mr Reddock und konzentrierte sich auf das neue Thema. »Warum führen die Leute ihre Pferde ins Haus? Leben sie mit den Tieren in einem Raum?«

Auch Mr Reddock schien erleichtert über den Themenwechsel. Er drehte sich um und zeigte mit seinem Stock auf die reetgedeckten Häuser an der Straße. »Manchmal leben die Bewohner tatsächlich mit Kleinvieh im Raum. Aber nicht mit Pferden. Für die Pferde gibt es Ställe, aber diese befinden sich in zweiter Reihe, und zu ihnen führen keine Gassen. Die Tiere werden durch die Häuser hindurch in die Ställe geführt.« Er drehte sich wieder zu ihr und ihrem Vater und sah sie entschuldigend an. »Dieses Volk findet immer pragmatische Lösungen für seine Probleme. Die Menschen hier sind sehr einfallreich. Einmal haben sie sogar eine Steinmauer abgebaut, Schafe hindurchgetrieben und die Mauer wieder aufgebaut, weil sie keinen Umweg machen wollten.«

Im Moment kostete es sie große Mühe, sich auf die Findigkeit der Iren und die Reihe von Ställen ohne Gasse zu konzentrieren, trotzdem zwang sie sich, beim Thema zu bleiben. »Ihre Art von Pragmatismus haben wir ja gerade gesehen«, sagte sie leise. Vor ihrem inneren Auge flirrten die Sommersprossen immer noch wie Zimtmücken umher.



Auf der Heimfahrt in der Kutsche schwiegen sie. Emily war es recht. Sie starrte in die Landschaft, die zu einem aufgeweichten Gemälde in Grün und Braun verschmolz. Die Kutsche kippte in den Schlaglöchern hin und her, schlug auf und hüpfte. Merrill, der den Wagen lenkte, drosselte das Tempo.

In der Ferne erkannte sie drei graue Häuschen auf einem Hügel. Rauch quoll aus einem der Schornsteine, trudelte umher und verschwand in den dahinfahrenden Wolken. Menschen sah sie keine. Sie war froh darüber. Endlich erreichten sie die Spitze des flachen Hügels, von dem aus sie Ashton Manor sehen konnte. Die Sonne kämpfte sich für einen Augenblick zwischen den Wolken hervor, leuchtete die grauen Mauern an und ließ die Fenster schillern. An der Westseite des Hauses rankte Efeu am Stein empor, als wollte es das Haus in den grünen Hintergrund ziehen.

Ein paar Minuten später passierten sie das schmiedeeiserne Tor, das ihr Anwesen vor der Außenwelt schützte. Emily erhob sich gebeugt, hielt sich am Griff an der Decke fest und klopfte an die Wand. Rüttelnd kam die Kutsche zum Stehen. »Ich gehe den Rest zu Fuß.« Ohne auf Widerspruch zu warten, öffnete sie die Tür und sprang aus dem Wagen. Sie wusste, dass es sich für sie nicht ziemte, ohne die Hilfe eines Dieners aus der Kutsche zu steigen, geschweige denn zu springen, doch wer war hier schon zugegen, der sich daran stören könnte? Ihr Vater sicher nicht. Und nach der Begegnung von vorhin zu urteilen, wussten diese Menschen hier wahrscheinlich nicht einmal, wie man das Wort Etikette buchstabierte.

Sie wartete einen Moment lang, bis der Wagen sich entfernt hatte und das Knirschen der Räder auf dem Kies verklang. Dann legte sie den Kopf in den Nacken und blickte in den Himmel. Während der Wind an den Strähnen zerrte, die sich aus ihrer Frisur gelöst hatten, atmete sie die salzige Luft ein. Tief hängende Wolken jagten über sie hinweg, als wären sie in Eile, auf einer dringenden Mission. Der Himmel hier war anders als in England. Aufgewühlter. Gewaltiger. Brutaler.



Sie starrte in die Dunkelheit. Zog die Decke höher. Schloss die Augen wieder.

Sie war naiv gewesen. Als ob ein Regenbogen auf der Überfahrt irgendeine Bedeutung haben könnte! Aber ihr Vater war genauso naiv gewesen. Warum hatte er ihr Haus in England verkauft und mit dem Geld die Belastungen getilgt, die auf diesen Ländereien gelegen hatten? Er war ihr schon bei seiner Entscheidung kopflos vorgekommen, wie auf der Flucht. Aber wovor hatte er flüchten wollen?

Es war ein Schock gewesen, als er ihr vor dem Kaminfeuer verkündet hatte, dass sie nach Irland ziehen würden.

Sie hatte nichts gewusst über dieses Land. Es war ihr genauso entfernt von England erschienen wie Indien oder die Kapkolonie.

Doch als Emily damals zwei Tage später von Miller geweckt worden war, die Zofe ihr ein Kleid heraushängte und sie auf ihrem Bett saß und die Waschschißel auf dem Toilettentisch anstarrte, wurde ihr bewusst, dass sie die Wahl hatte: Sie konnte sich entweder selbst bemitleiden oder das Beste aus der Situation machen. Und wenn sie ehrlich zu sich selbst war, erschien ihr eine Veränderung sogar willkommen. Seitdem ihre Schulbildung beendet und Miss Jagger, die Gouvernante, abgereist war, sah jeder Tag gleich aus: Miller brachte ihr morgens heißes Wasser, sie wusch sich, ließ sich von Miller schnü-

ren und die Haare kämmen. Sie ertrug Millers verbissenes Schweigen, selbst wenn Emily versuchte, ein Gespräch in Gang zu setzen. Nach dem Frühstück las sie im Salon, ging mit Miller schweigend spazieren, besuchte ihre Freundin Anne, nahm mit ihrem Vater den Lunch ein, langweilte sich auf ihrem Zimmer, versuchte zu zeichnen, zerknüllte das Papier, bestickte Kissen und Servietten und besuchte Abendgesellschaften, nachdem Miller ihr wieder schweigend die Haare gemacht hatte. Auf den Gesellschaften saßen sie in Grüppchen, in denen über Bogenschießen für Damen und die neuen Schottenmuster für Herrenwesten geplaudert wurde, manchmal auch über eine Reise nach Bath oder eine peinliche Verwandte. Emily stellte sich vor, wie sie über sie reden würden, wenn sie aufstand und ging. Sie hatte es einmal gehört. *Ihre Kleider – so altmodisch, ihre Fragen – so naseweis. Dass sie es nicht merkt, wenn sie zu neugierig ist.* Der Raum schien dann immer größer zu werden und sie immer kleiner. Verlorener. Sie war zurückhaltender geworden und verließ abends seltener das Haus. Sie saß oft schweigend mit ihrem Vater vor dem Feuer. Sie hatte seine besorgten Blicke auf sich gespürt und wusste, dass er sie bald wieder zu den Damengesellschaften und Bällen schicken würde. Er wollte, dass sie jemanden kennenlernte. Einen netten Mann aus gutem Hause. Nach einer Weile hatte sie seine Blicke und Andeutungen nicht mehr ertragen und sich wieder mit Miller als Anstandsdame zu den Gesellschaften kutschieren lassen. Sie saß zwischen ihren Freundinnen und fühlte sich fremd. Sie sagte sich, dass sie sich an das Gefühl der Einsamkeit gewöhnen würde.

Schade, dass es ausgerechnet Irland sein sollte und nicht Schottland, dachte sie, während Miller sie frisierte. Wenn schon ein Ortswechsel, dann hätte sie sich Schottland ausgesucht. Die Heimat ihrer Mutter. Sie hätte gerne das Haus gesehen, in dem ihre Mutter mit der Urgroßmutter gewohnt hatte, nachdem sie Vollwaise geworden war. Einmal hatte Emily versucht, die kleine schottische Stadt, aus der ihre Mutter stammte, auf der Karte zu finden – ohne Erfolg. Und auch ihr Vater hatte den Ort seltsamerweise nicht gefunden – wobei sein Ver-

such auch eher halbherzig gewirkt hatte. Er sprach fast nie über ihre Mutter. Emily hatte sie nie kennengelernt und fragte sich mittlerweile, ob etwas zwischen den beiden gestanden hatte.

Und es war schade um Mr Campbell, dachte sie, während Miller ihr Kleid zuknöpfte. Sie hatte ihn erst kürzlich kennengelernt, er war vor zwei Monaten als Soldat aus Van-Diemens-Land gekommen. Er war kleiner als sie und seine Augen strahlten etwas Warmes und Lebhaftes aus.

Wenn er lachte, zog sich die Haut um seine Augen in tiefe Fältchen. Ihre Freundschaft war noch nicht so verbindlich, dass sie sich würden schreiben können. Aber vielleicht war das auch gut so. Sie wollte ihm keine falschen Hoffnungen machen.

Nun lag sie also hier in der Dunkelheit in ihrem Bett, am Ende der Welt. Für ihre Freundinnen von der Landkarte verschwunden, verschluckt von einem weißen Fleck. Auf Besuch würde sie hier ewig warten können. Aber selbst wenn Anne und die anderen jungen Damen Irland und seine Grundbesitzer belächelten und ignorierten, konnte Emily diese Menschen da draußen in der Stadt nicht ignorieren. Sie waren real und lebendig. So lebendig, dass sie sie bedroht hatten.

Was genau hatten sie gesagt? Dass sie wussten, wie man mit Feuer umging? Das war eine Drohung gewesen. Warum bedrohte man jemanden? Aus Rache oder aus Angst? Was hatte sie ihnen angetan? Sie musste herausfinden, was diese Menschen antrieb. Sonst würde auch sie ewig Angst haben. Unruhig wälzte sie sich auf die Seite.

Ihr Vater und sie mussten handeln, Signale setzen. Das war der Schlüssel. Gleich morgen früh würde sie ihren Vater überreden, irgendetwas zu unternehmen. Sie hatte zwar keine Ahnung, was, aber sie würde etwas tun. Denn ihre Angst war am schlimmsten, wenn sie sich einer Situation ausgeliefert fühlte. Es war deshalb wichtig, die Dinge stets unter Kontrolle zu halten.

Mit diesem Entschluss fühlte sie sich besser. Sie schlug die Decke zurück, tapste zum Westfenster und schob es hoch. Kalte Nachtluft

umwehte sie. Zitternd huschte sie wieder ins Bett, zog die Decke bis zur Nase und atmete den Lavendelduft ein, der dem Stoff anhaftete.